

„Der Schriftsteller beginnt dort, wo das Dokument endet.“

Gespräch mit Daniil Aleksandrowitsch Granin

3. Februar 2007

Schorlemmer: Ich freue mich sehr, dass es uns gelungen ist, Daniil Granin noch einmal aus dem fernen Petersburg nach Wittenberg zu locken. Zusammen mit Frau Dr. Franziska Thun-Hohenstein, die übersetzen wird, werde ich das Gespräch führen. Sie ist wissenschaftliche Mitarbeiterin am Zentrum für Literatur- und Kulturwissenschaft in Berlin. Ein Buch von ihr ist gerade im Druck „Gebrochene Linien. Autobiografisches Schreiben und Lagerzivilisation“. Vielleicht kannst du einen Satz dazu sagen.

Thun-Hohenstein: Das ist schwer in einem Satz. Ich habe mich in fünf Kapiteln mit Texten beschäftigt, die sich autobiographisch mit den Brüchen, Epochen und Biographienbrüchen im 20. Jahrhundert auseinandergesetzt haben. Drei der Autoren sind im GULAG gewesen. Einer, Sinjawski¹, war im Lager in den sechziger Jahren, und hinzu kommt Lidia Ginsburg², die „Aufzeichnungen eines Blockademenschen“ geschrieben hat.

Schorlemmer: Wie diese Dreierkonstellation zustande gekommen? Im Mai 1990, unsere Republik existierte noch, und es war schon absehbar, dass das Geld am 1. Juli seinen Wert erheblich verlieren würde, aber die führende Literaturzeitschrift der DDR, „Sinn und Form“, hatte noch Geld. Das Fliegen war nicht teuer, jedenfalls bin ich gebeten worden, nach Leningrad zu fahren, um mit Daniil Granin zu sprechen – ein Gespräch für „Sinn und Form“. Franziska hat übersetzt und mich bei Herrn Granin eingeführt. Ich erinnere mich an das sehr verwunderte Gesicht Daniil Granins, und wie er sagte – er kann alles sehr lakonisch sagen – er hätte einen Popen erwartet und da kommt so ein junger Mann. Ich habe wunderbare Gastfreundschaft erlebt. In den Gemüseläden hat es gestunken. Es gab nichts. Aber dann war man bei Granins zum Essen eingeladen und hat sich gefragt, wo haben die das her? Also irgendwie haben sie immer noch in irgendeiner Ecke das Paradies gehabt. Jedenfalls wurden wir wunderbar aufgenommen. Aber die Annäherung an den jungen Mann dauerte erst mal eine Weile. Und wir haben uns damals auch darüber unterhalten, was aus uns wird, aus uns Deutschen und Russen, wenn Deutschland sich vereinigt. Was wird aus dem, was Hans Mayer³ einen Versuch genannt hat. „Die DDR war ein Versuch“, hat er, einer, der selber hier weggegangen ist, gesagt. Aber er hat gesagt, dass man wenigstens das, was daran Versuch war, noch mit im Blick behalten sollte und nicht die ganze DDR nur „vergauckt“. Es gab auch noch ein anderes, trotz allem glückendes Leben, ohne zu verschweigen, wie schrecklich dieses Mielke-System war. Was wird aus der Vision von einer befreiten Gesellschaft und Gerechtigkeit? Für uns hatte die Literatur Daniil Granins eine große Bedeutung, aber auch seine persönliche Rolle in der Perestroika. Ich erinnere mich, was für eine erregte Debatte es gab, als die Novelle „Unser Bataillonskommandeur“ in der berühmten schwarzen spektrum-Reihe des Verlages Volk und Welt veröffentlicht wurde. Thomas Reschke, einer der großen Übersetzer, hat das damals übersetzt. Und selten hat ein Essay in dieser Zeit so eine Debatte ausgelöst wie der Erfahrungsbericht Daniil Granins über den Zerfall der Gesellschaft durch das Ausbleiben der ganz natürlichen menschlichen Regungen gegenüber denen, die in Not kommen. Überschieden war der kleine Text „Über Barmherzigkeit“, auch in „Sinn und Form“ erschienen. Das hing damit zusammen, dass er

selber auf der Straße gefallen war und plötzlich spüren musste, wie das ist. Wer ist denn da, wenn du auf die Nase fällst? – Ganz wörtlich und übertragen gesehen. – Und das ist ja weiterhin unsere Frage, wie unsere Gesellschaft für den da ist, der Hilfe braucht. Wer ist für dich da, wenn du auf die Nase fällst? Ich glaube, das ist eine der wichtigen moralischen Fragen, die Daniil Granin beschäftigt haben. Daniil Granin war dann zweimal mit seiner lieben Frau, die ihm leider gestorben ist, in Wittenberg. Wir hatten hier sehr schöne, intensive Gespräche. Und uns bleibt weiter auf den Rußlandtagungen ein Anliegen, dass wir menschlich und als Völker miteinander eine Verbindung halten, zumal das Wort Leningrad für Russen und für Deutsche wohl lange verbunden bleiben wird mit der Blockade Leningrads. Auch davon wird er heute erzählen, über neue Einsichten, die er inzwischen gewonnen hat.

Jetzt stellt Franziska Thun das Œuvre vor.

Thun-Hohenstein: Ich bin gebeten worden, das Œuvre von Herrn Granin vorzustellen, Gestatten Sie mir, dass ich ein paar Titel einfach aufrufe, die noch nicht genannt worden sind, um auch das Spektrum zu umreißen. Im März 1989 war ich in Moskau. Ich hatte eine Dienstreise. Es war die Zeit, wo diese relativ ersten freien Wahlen zum Kongreß der Volksdeputierten waren. Herr Granin kam nach Moskau, und es gab mehrere ungenehmigte Pro-Jelzin-Demonstrationen. Das war schon eine schwierige Zeit im März 1989. Und Granin sagte, Franziska paß auf, wir gehen zu dieser Demonstration. Ich nehme dich mit. I c h bin schon gewählt, es kann nichts passieren.

Schorlemmer: Gewählt wozu?

Thun-Hohenstein: Als Abgeordneter dieses Kongresses – die Abgeordneten waren damals noch von der kommunistischen Partei als Blockabgeordnete gewählt worden. Die Atmosphäre war nicht so einfach. Es war alles voller Miliz. Wir trafen uns – für die, die Moskau kennen – am Beginn der damaligen Gorkistraße am Hotel Moskwa und liefen dann diese Gorkistraße hoch, und es standen ein Milizbus neben dem anderen am Bürgersteig. Es war alles abgesperrt. Wir gingen in eine Querstraße. Es war sehr voll und sehr aufregend, so wie in einem Revolutionsfilm. Auf dem Denkmal für den Stadtgründer saß jemand mit Megaphon. Und in einer Querstraße fragte mich Granin: Sag mal Franziska, was hältst du davon, wenn die Berliner Mauer fällt? Ja, habe ich gesagt, ich bin dafür, aber bitte stückweise, langsam. Daraufhin sagte Granin, du hast nur Angst vor den Winden der Geschichte. Ein gutes halbes Jahr später war Granin wieder in Berlin, und wir sind dann zum offenen Brandenburger Tor gegangen, wo die Orden und Ehrenzeichen der Sowjetarmee verramscht wurden. Es war also eine ganz andere Zeit. Ich habe dann später diesen Satz und diese Episode mal einem Zeit-Redakteur erzählt. Der sagte, schreiben Sie das auf, ich publiziere alles, wenn Sie erzählen und was Sie schreiben. Ich hatte die innere Zensur aber so tief verinnerlicht, und fragte mich, wer weiß, ob ich das Recht habe, das zu publizieren. Ich habe das damals nie irgendwo veröffentlicht. Das war nur eine persönliche Vornotiz. Ich will das Bild von den „Winden der Geschichte“ nicht über strapazieren. Herr Granin hat ein langes Leben und viele Winde der Geschichte erlebt. Er ist am 1. Januar 1919 geboren, hat Elektrotechnik studiert, war Kriegsteilnehmer, gehörte als Panzerkommandeur zu den Verteidigern Leningrads, hat sich zeitlebens mit diesen Fragen der Leningrader Blockade literarisch und nicht nur literarisch auseinandergesetzt. Viele von Ihnen kennen vielleicht „Das Blockadebuch“, das er mit Ales Adamowitsch⁴ zusammengestellt hat und in dem er sehr viele Berichte von Überlebenden der Leningrader Blockade gesammelt hat – der

studierte Elektroingenieur, der zunächst seine Dissertation schrieb, dann aber mehr und mehr in die Literatur ging und die fertige Dissertation gar nicht mehr verteidigte. Weil er sich für die Literatur entschieden hatte, hat er sich in seinen literarischen und essayistischen Texten auch sehr viel mit der Wissenschaft, mit der Verantwortung des Wissenschaftlers beschäftigt. Diese Faszination für den Wissenschaftler, den Wissenschaftler als einen Wahrheitssucher und Wahrheitsverfechter, also auch als jemanden, der ein bestimmtes moralisches Ethos hat, ist eins der wichtigsten Themen in seinem literarischen Werk. Ich möchte nur kurz einige Titel der Romane aufrufen und der vielleicht wichtigsten Essays. Von den Romanen „Die Bahnbrecher“, über „Dem Gewitter entgegen“ – in den frühen sechziger Jahren, eines der wichtigsten Bücher der sogenannten „Tauwetter“-Zeit – bis zu den Romanen der letzten zwanzig Jahre wie „Das Gemälde“, „Der Genetiker“ (auf deutsch erschienen unter dem Titel: „Sie nannten ihn Ur“), ein Dokumentarroman über den Genetiker Nikolai Timofejew-Ressowski, der im Buch in den zwanziger Jahren von der Sowjetunion hierher geschickt wurde, um die Genetik mit aufzubauen, bis hin zu einem großen Roman über Peter den Großen, der im Jahre 2000 auch in deutscher Sprache erschienen ist. „Der Bataillonskommandeur“ ist schon erwähnt worden. Nun noch zu den Wissenschaftlerporträts. Ich finde, eine der schönsten oder interessantesten Erzählungen, die ich gelesen habe, war „Ein seltsames Leben“, über einen Mathematiker, der seine Zeit plante, Zeitpläne machte und die Frage eines ethischen Verhältnisses zur Zeit stellte, bis hin zu den Reisebildern „Die schöne Uta“. Oder solche Essays wie „Die hohe Gabe“ und „Zwei Gesichter“, auch wieder über Peter I. Das letzte Buch, das ich nennen möchte, sind seine Erinnerungen in „Das Jahrhundert der Angst“, ein Buch über das Phänomen der Angst, die unsere Epoche, die seine Zeit geprägt hat, und wie Menschen Angst verinnerlicht haben und welche Folgen das hat.

Ich komme zurück auf das Thema, das als Thema des Gespräches benannt worden ist: „Die Belagerung Leningrads – neue Einsichten in ein altes Drama“. Ich möchte diejenigen an eine Textstelle erinnern, die die Erzählung „Die schöne Uta“ gelesen haben, in der Granin seine Erfahrungen, die Veränderung seines Verhältnisses zu den Deutschen poetisch verarbeitet hat. Er hat sich damals in der DDR in Leutenburg, einer deutschen Kleinstadt, mit einem ehemaligen Fliegeroffizier, Max L., der zu denjenigen gehörte, die Leningrad bombardiert haben, getroffen. Es gibt ein Bild in dieser in den sechziger Jahren geschriebenen Erzählung, wo dieses Zusammentreffen von gestern und heute sehr klar wird und das nach wie vor etwas ist, woran ich mich immer erinnere. Ich will einige Sätze daraus zitieren. In der literarischen Erinnerung oder literarischen Rekonstruktion des Gespräches bei einem Spaziergang gehen vier Figuren durch dieses Leningrad, der ehemalige deutsche Fliegeroffizier Max L., der jetzige Max L., der junge Leutnant der Roten Armee Daniil Granin und der jetzige Schriftsteller Daniil Granin. „Und es heißt ‚Zwei gegen zwei‘, ich und der heutige Max L. gegen uns Damalige. Die Damaligen waren sich todfeind, und uns erkannten sie nicht an. Ich versuchte den Leutnant aufzuklären, doch ich war stolz auf ihn. Alle drei hassten wir den hochnäsigen verbohrten, von seinem Bier und seinem preußischen Hochmut aufgeblasenen Fliegeroberst. Jeder war gegen jeden. In diesem Viereck war alles durcheinander geraten. Das Viereck war nicht gleichseitig, nicht gleichberechtigt, der Teufel weiß, wie schiefgerückt es war.“

Diese Erfahrung, dass es etwas Trennendes gibt, das bleibt, steht am Ende dieser Erzählung. Ich möchte daran die Frage knüpfen: Das ist vor weit mehr als 30 Jahren geschrieben – wie nah sind Ihnen diese Gedanken heute Daniil Granin? Wie wichtig ist es Ihnen heute – bei aller Veränderung –, dass Ihre Gedanken des jungen Fliegeroffiziers von damals auch jetzt noch gehört werden?

Granin:: Ich bin damals nach Deutschland gefahren, weil ich unter Deutschen sein wollte. Ich bin je t z t nach Deutschland gekommen, weil ich auch unter Deutschen sein wollte. Und ich schreibe über den Krieg. Ich wollte unter Deutschen sein, die sich mit diesem Thema noch beschäftigen, auf die eine oder andere Weise. Und als mich Franziska Thun-Hohenstein anrief und einlud, habe ich mich daran erinnert, wie gut es mir hier ging und wie schön es hier im Zusammenhang mit dem Gespräch mit Friedrich war. Ich habe eine große Sympathie gegenüber Luther und gegenüber Friedrich (Gelächter). Irgendwie sind wir einander ähnlich, finde ich. Ich packe den Stier gleich bei den Hörnern. Am 17. Juni 1941 war ich mit dem Rest meines Regiments ausgezogen. Wir wichen wieder zurück. Als wir Leningrad näher kamen, haben die Deutschen uns und alle zurückweichenden Truppen bombardiert, und alle liefen durcheinander und auseinander. Ich rannte auch, zu Fuß, kam bis zu einer Straßenbahnhaltestelle und bin nach Hause gekommen. Ich habe meiner Schwester gesagt, jetzt kommen gleich die Deutschen in die Stadt, bleib am Fenster stehen, und wenn sie kommen, dann weckt mich, denn ich bin furchtbar müde. Ich war überzeugt davon, dass die Deutschen in die Stadt kommen. Sie kamen gleich hinter uns her. Und als ich in die Stadt kam, habe ich mich davon überzeugt, dass es überhaupt keine Verteidigung gab. Die Stadt war absolut offen, es gab also keine Verteidigung. Und dennoch sind die Deutschen n i c h t in die Stadt gekommen. Das ist für mich seither ein Rätsel geblieben. Was ist da passiert? Sie sind von den ersten Tagen des Krieges an derart schnell vorangekommen, unabhängig von unserem wirklich starken Widerstand. Warum sind Sie nicht in die Stadt gelangt? Man hätte sie völlig ohne jegliche Kämpfe einnehmen können. Ich habe danach gekämpft, das ganze Jahr 1941/1942 war ich sozusagen vor Leningrad. Und ich habe mich fortgesetzt gewundert. Wir hatten wirklich eine sehr schwache Verteidigung, die man sehr leicht hätte durchbrechen können. Warum haben sie nicht versucht, ernsthaft die Stadt einzunehmen? Dann verlief der Krieg anders. Wir gingen voran, drangen sozusagen nach Europa ein, kamen also westwärts. Aber dieses Rätsel lebte in mir fort. Und als der Krieg zu Ende war, und ich anfang zu schreiben, habe ich wenig über den Krieg geschrieben, weil der Krieg für mich sehr schwer war. Aber diese Frage ließ mir keine Ruhe, und ich versuchte eine Antwort in der Kriegsliteratur zu finden. Es gab keine Antwort. Jetzt sind mehr als 60 Jahre vergangen, mehr sogar, und es gibt mittlerweile doch erste Antworten in historischen Arbeiten. Von Leeb war Kommandeur der deutschen Truppen vor Leningrad. Ich habe mich mit seinem Sohn getroffen. Er hat die Tagebücher seines Vaters vor kurzem veröffentlicht. Ich habe auch die Tagebücher anderer Befehlshaber der Armee vor Leningrad gelesen, und es hat sich mir ein seltsames Bild eröffnet. Ende August ungefähr hatte der Generalstab beschlossen, nicht nach Leningrad einzumarschieren. Für die deutschen Generäle, die den Krieg führten, war das unverständlich. Und je weiter die Zeit voran schritt, desto größer wurden die Differenzen zwischen dem Generalstab in Berlin und der Generalität vor Leningrad. Da gab es offensichtlich auch wieder Differenzen zwischen Hitler und den anderen. Also, man hatte versucht, Hitler davon zu überzeugen, dass man Leningrad nicht einnehmen sollte. Wenn ich jetzt einige dieser Materialien lese, dann stellt sich für mich heraus, dass die deutschen Generäle offensichtlich nicht mehr verstanden, warum sie überhaupt diese Stadt angriffen, denn sie wollten diese Stadt ja wirklich einnehmen. Und dann die andere Frage: Sie nehmen die Stadt ein, und was dann? Plötzlich standen sie vor der seltsamen Frage, was sollen sie nach der Einnahme mit dieser Stadt machen? Und so hat man beschlossen, die Stadt n i c h t einzunehmen. Sie sollte verhungern. Wir, die in den Schützengräben vor Leningrad lagen, wir waren der Überzeugung, dass wir die Stadt verteidigen werden und eine Eroberung

nicht zulassen. Die deutschen Soldaten waren auch bis zu einem gewissen Zeitpunkt der festen Überzeugung, also, es dauert nur noch ein bisschen, bis sie die Stadt einnehmen werden. Aber der deutsche Generalstab hatte eigentlich kein Konzept. Wozu sollten sie diese Stadt einnehmen? Also, versuchen wir, die Stadt zu vernichten, indem wir sie ständig mit der Artillerie beschießen und aushungern. Man hat dann die deutschen Panzereinheiten Richtung Moskau umgelenkt. Auch bezüglich Moskau tauchte die Frage auf. Wenn man Moskau einnimmt, was dann? Was soll man dann mit Moskau machen? Napoleon hat Moskau eingenommen, 1812. Er stand vor der gleichen Frage, was nun tun? Rußland ergibt sich nicht. Die Armee von Kutusow⁵ ist weggegangen, also hat man Moskau eingenommen. Und dann, was weiter? Das ist ein sehr interessanter Augenblick, wo plötzlich die Absurdität des Krieges sichtbar wird, die Absurdität des Zieles. Wir hatten eine sehr dünne Verteidigung vor Leningrad. Wir haben gehungert. Wir haben die Leute ins Lazarett geschickt, es gab eine Dystrophie auch unter den Verteidigern Leningrads. Aber die Deutschen haben die Stadt nicht eingenommen, und es entstand der Mythos, die Ursache sei die heldenhafte Verteidigung Leningrads gewesen. Eigentlich war die Sache etwas anders, und die Heldentat der Stadt bestand wahrscheinlich in etwas anderem. Das wesentliche bestand wahrscheinlich darin, dass es seitens Rußlands, also der Sowjetunion und Leningrads, nicht den Vorschlag gegeben hat, zu kapitulieren. Auch als die Deutschen kurz vor Moskau standen, gab es diesen Vorschlag, diese Idee zu kapitulieren überhaupt nicht, obwohl die Deutschen genau darauf spekuliert hatten. Für mich als Schriftsteller, ich bin kein Historiker, ist genau diese menschliche, die psychologische Seite interessant. Was war da im Oberkommando oder bei Hitler und mit dem Plan Barbarossa wirklich los, der ja darauf abzielte, dass nach einem schnellen Voranschreiten der deutschen Truppen die Kapitulation erfolgt? Ja, die deutschen Truppen hatten große Verluste bei ihrem Vormarsch, und es gab interessante Momente, als der Oberkommandierende, der wirklich davon träumte, Leningrad einzunehmen – und die Panzertruppe von Manstein und von Leeb eine ganze Woche wartete – den Befehl, die Panzerarmee schon in Richtung Moskau umzuleiten, nicht ausführte. Es gibt die Überlegung, dass er darauf wartete, ob vielleicht einer der Generäle, sozusagen aus eigener Initiative, versuchen würde, in die Stadt vorzudringen. Das ist eine interessante Mentalität der deutschen Militärs, die hier keine Eigeninitiative ergriffen, die den Befehlen nicht zuwiderhandelten. Unsere wären natürlich durchgebrochen. Vor solch einer Stadt zu stehen, und sie nicht einzunehmen, das geht nicht. Seitens der Deutschen gab es solche Eigenmächtigkeiten nicht. Unsere Historiker sind sehr verwundert über diese Dokumente, die heute zugänglich sind, über das, was damals passierte und was mit der Blockade zusammenhing. Vielleicht muss man umschreiben, aber wissen Sie, das ist nichts Schreckliches, die Geschichte muss man immer umschreiben. Darum geht es aber nicht. Für uns, die wir die Stadt verteidigten, wir wußten ja nicht, was geschah, und die Grausamkeit dieses Vorhabens, die Stadt auszuhungern, das spürte man, aber das hat man nicht als Konzept der deutschen Heeresführung erkennen können, als eine Entscheidung, die die Absurdität dieses Krieges hätte zutage treten lassen. Der Krieg war begonnen worden, aber nur bis zur Hälfte durchdacht. Für uns ist es auch verwunderlich, dass wir so viele Jahre eigentlich nicht verstanden, was da vor Leningrad eigentlich wirklich geschah. Da gibt es noch viele weiße Flecken, noch bis heute Unverständliches. Und das ist das Brot des Schriftstellers. Die Literatur muss immer bis zum Unverständlichen vordringen. Der Schriftsteller beginnt dort, wo das Dokument endet. Das ist das, was ich Ihnen zunächst sagen möchte, das, was mich im Augenblick beschäftigt und auch noch immer erregt.

Thun-Hohenstein: Daniil Granin hat mit seinen Werken sehr viel zu der Differenzierung beigetragen und gegen diesen heroisierenden Mythos angeschrieben. Welche Rolle spielt die Erinnerung an den Krieg im heutigen Rußland? Ich habe das Gefühl, dass es wieder eine selektive Erinnerung, auch eine politische Instrumentalisierung gibt.

Granin: In diesen mehr als 60 Jahren, die vergangen sind, und unabhängig von all dieser Heroisierung für uns, ist für mich der Krieg eigentlich noch verwunderlicher und heroischer geworden. Wir hätten diesen Krieg eigentlich verlieren müssen. Es gab einen guten Plan der deutschen Heeresführung. Alles war vorbereitet für diesen Krieg bei den Deutschen, bei uns war nichts vorbereitet. Wir hatten Panzer, wir hatten Flugzeuge, es ist in den ersten Tagen des Krieges das meiste vernichtet worden, wir hatten keine Karten, keine Verbindungen. Als ich in den Krieg ging, ging ich ja freiwillig. Wir haben Flaschen mit Zündstoff bekommen, es fehlten sogar Maschinenpistolen. Wir hätten diesen Krieg eigentlich verlieren müssen. Warum haben wir diesen Krieg gewonnen? Ich habe dafür eine einzige Erklärung: weil es von unserer Seite ein gerechter Krieg war. Wir sind überfallen worden, und wir haben unsere Erde verteidigt. Ich glaube, von Seiten der Deutschen war es ein ungerechter Krieg, und ich denke, dass das einfach dieser moralische, dieser psychologische Faktor war. Das hat sich im Laufe der Zeit eigentlich mit jedem Monat, solange der Krieg lief, immer mehr gezeigt. Ungeachtet all der Schande und des Zurückweichens im ersten Kriegsjahr, der vielen Gefangenen usw. haben wir eigentlich nie daran gedacht, wir könnten diesen Krieg verlieren. Und dass wir diesen Krieg – mit furchtbaren Opfern – gewonnen haben, das ist verwunderlich. dass es eben ein bestimmter Geist war, lag daran, dass das ein patriotischer Krieg ist, den wir einfach nicht verlieren können: der V a t e r l ä n d i s c h e Krieg. Das war ein Verständnis, was wirklich von den ersten Kriegstagen bis zu den letzten präsent war. Ich weiß nicht, ob ich das verständlich machen konnte.

Schorlemmer: Glauben Sie also letztlich, dass eine gute Sache sich doch gegen das Böse durchsetzen kann, dass dahinter auch eine Teleologie steckt: Das Gerechte wird am Schluß in einem gerechtem Krieg doch siegen?

Granin: Ja, ich denke, dass die Gerechtigkeit siegt, z.B. auch in Afghanistan. Es war unmöglich, Afghanistan zu besiegen, weder die Engländer konnten das, noch die Sowjets, noch unsere sowjetischen Truppen. Vietnam, Spanien, das Napoleon versucht hat zu erobern, man kann wahrscheinlich auch andere Beispiele anführen.

Schorlemmer: Wie denken Sie persönlich und wie denken jetzt die Menschen in Rußland über die Deutschen, die als Soldaten zu Ihnen gekommen sind? Ist es Ihnen trotz allem, was Sie erlebt haben, möglich, zwischen dem Soldaten und dem Menschen zu unterscheiden, der in der Uniform war, oder wird ein Mensch dann, wenn er in Uniform kam, mit seiner Uniform identifiziert? Haben Sie auch Verständnis dafür – so schwer das ist –, dass man in Deutschland an Menschen, die im sogenannten Rußlandfeldzug gefallen sind, auch ehrend gedenkt?

Granin: Als ich nach dem Krieg das erste Mal nach Deutschland kam – man hatte mich 1956 oder 1957 eingeladen, weil mein Buch erschienen war – habe ich mir alle Deutschen meines Alters angeschaut, und ich habe sie immer betrachtet, als wären sie meine Gegner, meine Feinde. Ich habe das ein Treffen genannt, bei dem wir aneinander vorbeigeschossen haben. Sie haben auf mich geschossen, ich habe auf sie geschossen. Sie leben noch, laufen herum,

und ich lebe noch und laufe herum. Das war schwer. Es war ein langer, schwerer Weg, den ich gegangen bin, den viele Sowjetmenschen gegangen sind. Zuvor gegenüber den Franzosen war dieser Weg kürzer für die russischen Menschen. Die napoleonischen Truppen waren ja eigentlich auch Okkupanten, aber das ist irgendwie leichter und schneller gegangen. Ich denke, das hängt vielleicht damit zusammen, dass die Franzosen in den Russen keine niedere Rasse gesehen hatten.

Schorlemmer: Und durch welche Begegnung mit Deutschen hat sich Ihr Verhältnis zu den Deutschen, haben sich auch Ihre Gefühle verändert, und spielt dabei auch die Literatur, die Sie gelesen haben, wie *D e u t s c h e* über den Krieg geschrieben haben, eine Rolle?

Granin: Nein, die Literatur spielte keine Rolle. Für mich waren die menschlichen Begegnungen wichtiger. Wissen Sie, es gibt viele russische Schriftsteller, die im Krieg gekämpft haben und sehr gute literarische Werke über den Krieg geschrieben haben, nicht ich, also meine Kollegen, Simonow⁶ oder Astafjew⁷, von denen es sehr gute Bücher gibt. Diese Bücher weisen aber einen wesentlichen Mangel auf. In diesen Büchern gibt es sehr viel Hass. Einen Hass, den es in der alten russischen Literatur nicht gab. Als Tolstoi⁸ „Krieg und Frieden“ schrieb, hat er die französischen Soldaten im Krieg und Frieden so geschildert, dass das arme Opfer sind, so wie die russischen Soldaten. Das Blut der Verletzten ist ein und dasselbe, der Schmerz und die Leiden sind dieselben, die Angst vor dem Tod ist dieselbe. Er hat es gesehen. Aber bei uns, die wir im Banne dieses Hasses, unseres Hasses, waren, ist in der Literatur sehr wenig davon zu spüren, wie das bei Tolstoi war. Es gibt eine Erzählung von Kondratjew⁹, da ist das etwas nuancierter, und das ist damals mit sehr viel Vorbehalt aufgenommen worden. Also, ich bin dem deutschen Flieger begegnet, der Leningrad bombardiert hat. Ich habe ihn circa 15 Jahre nach Kriegsende kennen gelernt. Ich kann nicht sagen, dass wir befreundet waren, aber wir waren einander interessant. Zu dem Zeitpunkt hatte ich angefangen, bereits manches zu verstehen. Der wollte nach Leningrad kommen, und er kam nach Leningrad. Wir haben uns getroffen. Wir sind durch Leningrad gelaufen, und er hat die Orte gesucht, die er bombardiert hatte. Ich habe sie ihm gezeigt. Es war für mich selbst sehr seltsam, wir gingen durch die Stadt, und ich habe ihm die Stadt gezeigt, er sah, was das für eine wunderschöne Stadt ist, und mir schien, dass er auch ein etwas anderes Verhältnis zu seiner eigenen militärischen Vergangenheit bekam. Ich glaube, seine Tochter war mit dabei und meine Tochter, die liefen extra. Sie waren sehr lustig miteinander im Gespräch, es waren ganz andere Beziehungen. Sie waren frei von vielem.

Thun-Hohenstein: Welches Verhältnis haben die Russen heute zu den deutschen Soldaten, für die Soldatenfriedhöfe eingerichtet werden?

Granin: Das ist schwierig, auch heute. Ich bin ein paar Mal mit diesen Schwierigkeiten konfrontiert worden, wenn es um deutsche Soldatenfriedhöfe ging. Bei uns sind die Wunden des Krieges, und viele von diesen Friedhöfen sind bis heute nicht gepflegt, und viele wollen das auch nicht. Wir haben mit großen Mühen den Deutschen geholfen, bei Leningrad den Friedhof von Sologubowka zu pflegen und einzurichten. Dort sind ungefähr einhunderttausend Deutsche beerdigt. Das war sehr schwierig. Es gab eine sehr interessante Begegnung mit der Tochter eines Deutschen, der mir sozusagen unmittelbar an der Front gegenüberstand, bei Puschkina. Sie hat seine damaligen Briefe nach Hause veröffentlicht. Er war Nazi. Ich habe aus diesen Briefen gespürt, wie stark der Hass war. Und für sie war das eine sehr schwierige Entscheidung, diese Briefe zu publizieren. Sie ist vor drei

oder vier Jahren in Berlin aufgetreten und hat über ihren Vater gesprochen, ihn auch verurteilt. Das war für sie sehr schwer. Sie hat ihren Vater sehr geliebt, aber diese Briefe erst sehr spät von der Mutter zum Lesen bekommen. Und sie lernte durch diese Briefe den Vater von einer Seite kennen, die sie nicht kannte. Ich wage es jetzt nicht, weiter darüber zu sprechen. Wenn man so etwas berichtet, wird es immer zu grob. Es ist sehr schwierig, die kindliche Liebe zum Vater zu haben, um dann im Erwachsenenalter zu verstehen, was der Vater eigentlich für ein Nazi war. Und dann kam sie zu mir nach Petersburg. Und sie ist nach Petersburg gekommen, um das Grab des Vaters zu sehen in der Nähe von Staraja Russa. Ich habe sie gefragt, warum tun Sie das, wenn Sie jetzt ein solch anderes Bild vom Vater bekommen haben? Sie hat natürlich nie aufgehört, ihn zu lieben. Diese Liebe, wissen Sie ... Warum erzähle ich das? Weil das eine allgemeine Tragödie ist. Wir haben auch solche Tragödien. Auch bei uns erfahren Kinder oder Enkel schlimme Sachen über ihre Eltern oder Großeltern. Was passiert dann mit ihren Gefühlen?

Schorlemmer: Es ist irgendwie ganz schwer zu sagen, wie es einem geht, wenn man so unmittelbar mit einem Geschehen, mit dem unsere Eltern oder einzelne, die selber noch Kriegsteilnehmer waren, verbunden bleiben. Wie Geschichte vor einem sozusagen Gegenwart wird! Wenn man begreift, welche zynischen Szenarien entwickelt werden konnten von Menschen, die von preußischen Tugenden ausgegangen waren. Und wieviel Missbrauch mit großen Idealen, den sogenannten Idealen der Überlegenheit der arischen Rasse, getrieben wurde, und wie viele das auch – gar fanatisch – geglaubt haben. Man muss sagen, dass das so war. Und da ist es ein historisch unerwartetes Ereignis, dass wir Deutschen und Russen in diesen Jahren ein doch auch freundschaftliches Verhältnis entwickelt haben. Das ist auch etwas ganz Verwunderliches. Aber das ging wohl eher von den Russen aus, die ihren Hass überwunden hatten, als von uns, die wir die Angreifer waren. Nun haben aber diejenigen Sowjetsoldaten, die in deutscher Kriegsgefangenschaft gewesen waren und sie überlebt hatten, unter Stalin nach 1945 wiederum Schreckliches erleben müssen. Sie sind zum großen Teil in die Gulags¹⁰ gekommen. Die Regel war: wer dort überlebt hat, der kann nur mit denen kollaboriert haben. So haben nach dem Sieg viele Menschen in der Sowjetunion noch einmal eine Schreckensherrschaft erleben müssen. Und auch Sie haben im Leben einige Einschnitte miterlebt. Vor 50 Jahren hielt Chruschtschow¹¹ seine Geheimrede. Wie sind Ihre Gedanken und Gefühle nach dieser Rede gewesen, in der plötzlich Wahrheiten zutage traten, die für Sie alle erschütternd waren, selbst wenn Sie gewusst haben könnten, dass es Gulags gab, und was da geschehen war. Wie war Ihre Reaktion damals darauf, und wie Sie beurteilen Sie das jetzt?

Granin: Wodurch unterscheidet sich der Schriftsteller vom Historiker? Der Historiker sucht Antworten auf Fragen. Der Schriftsteller sucht den Schmerz. Er sucht den Schmerz auf Fragen, auf die man keine Antwort findet. Die Literatur, das sind keine Antworten auf Fragen. Darin liegt ihre Stärke aber auch ihre Schwäche. Als Stalin starb, hat mich das damals furchtbar getroffen, obwohl der Krieg bereits bestimmte Enttäuschungen in mir geweckt hatte. Ich habe gesehen, wieviel Lügen es gab. Die Rede von Chruschtschow auf dem XX. Parteitag, das war eine Erschütterung. Das war eine Katastrophe des Bewusstseins, aber eine heilsame Katastrophe. Von Seiten Chruschtschows war das eine sehr mutige Tat, obwohl es natürlich, das muss ich heute sagen, auch ein großer Teil des Machtkampfes im Politbüro war, weil er mit der Veröffentlichung dieser Rede bestimmte Positionen erkämpfte. Für uns war das aber eigentlich der Beginn eines Erdrutsches. Stalin war überhaupt nicht der, für den wir ihn gehalten hatten. Aber es blieb uns ja Lenin. Also,

alle übrig gebliebenen Gefühle wandten sich jetzt Lenin zu, aber auch dort begann es dann allmählich zu rutschen. Die Idole kamen nacheinander ins Wanken. Unser Volk hat viel dadurch durchlebt, und zum Teil hat das auch Zynismus hervorgerufen und einen völligen Verlust des Glaubens. Ich denke, dass es da auch Ähnlichkeiten gibt zu dem, was in Deutschland geschah. Aber es gab natürlich auch Unterschiede. Chruschtschow bleibt für mich eine ganz wichtige Figur in der Geschichte unserer Befreiung, unserer seelischen Befreiung. Er hat geholfen, uns vom Personenkult zu befreien und eigentlich von allen Kulturen. Wir sind überhaupt ohne Kult geblieben. Ich weiß nicht, haben Sie hier Kulte? Wir haben fast keine mehr, nicht bezogen auf die Geschichte der revolutionären Bewegung oder auch in Hinblick auf unsere späteren Staatsführer. Heute gibt es andere Kulte, beispielsweise den Kult von Sacharow¹², Lichatschow¹³. Vielleicht sind diese Figuren gerechtfertigter. Aber es fehlt vielleicht an Menschen, die man lieben kann und denen gegenüber man sich auch verneigen kann. Man möchte doch irgend jemanden lieben und verehren.

Schorlemmer: Verbirgt sich darin auch eine religiöse Sehnsucht?

Granin: Ja, vielleicht. Aber es gibt auch keine neuen Heiligen. Vielleicht ist es mit Ihrer Hilfe hier besser. (Gelächter)

Schorlemmer: Wo die Tatsachen aufhören, fangen die Fragen an. Leningrad heißt jetzt Petersburg. Was ist das für ein Symbol, dass dieser Namenswechsel erfolgt ist und wie denken Sie selbst darüber?

Granin: Am Anfang haben wir alle gedacht, das sei eine reine Formalität. Jetzt freuen wir uns aber darüber, dass die Stadt ihren Hauptstadtcharakter zurückgewinnt. Das ist die einzige Stadt in der Geschichte Europas, die als Hauptstadt geschaffen wurde. Sie hat sozusagen eine königliche Herkunft. Und dieser Hauptstadtcharakter ist in der Architektur angelegt, in den großen Straßenzügen, also Imperialität. Das liegt der Stadt im Blut. Stalin hat die Stadt nicht geliebt, Lenin auch nicht. Und die Stadt ist verwandelt worden in ein Bezirkszentrum. Es gab sogar diese Formulierung: eine große Stadt mit einem Provinzschicksal. Wir haben in der Seele sehr darunter gelitten, obwohl es ein russisches Sprichwort gibt, das heißt: Wenn es denn kein Glück gibt, das Unglück wird helfen. Die Stadt hat dadurch eigentlich gewonnen. Moskau ist ständig umgebaut worden. Da hat man großes Geld reingesteckt und Leningrad ist nicht umgebaut worden, es gab kein Geld. Man gab der Stadt nur sehr wenig Geld, es war ein sehr kleines Budget. Dafür haben wir aber dieses wunderschöne, dieses historische Stadtzentrum bewahrt. Die Paläste und Villen, diese poetischen Ecken, das ist alles bewahrt worden. Jetzt, wo die Stadt kräftiger und stabiler geworden ist, auch mehr Autorität bekommen hat, ist Geld in die Stadt geflossen, und es beginnen gefährliche Umbauten.

Schorlemmer: Sie haben einen großen Roman über Peter den Großen geschrieben, auch über die Zwiespältigkeit dieser Persönlichkeit, die Sie sehr interessiert hat. Peter I. wird der Große genannt. Wir haben auch einen „Großen“. Wann ist ein Mensch, ein Staatsführer, groß? Was sind die Kriterien dafür, damit einer „groß“ genannt wird?

Granin: Peter hatte drei Eigenschaften, die meines Erachtens von einem großen Staatsführer verlangt werden. Er wusste, was man mit Rußland tun sollte: Man muss

Rußland zu einem aufgeklärten Staat machen, man muss Rußland nach Europa zurückführen, also in einen normalen europäischen Staat verwandeln. Zweitens wusste er, wie man das tun sollte. Er schickte die Kinder der Aristokratie zum Lernen nach Westeuropa, gründete die Akademie der Wissenschaften und die Universität, gründete die ersten Zeitungen, hat also überhaupt Presse praktisch eingeführt und schuf das erste bürgerliche Alphabet bzw. hat es schaffen lassen. Und als Drittes: Er hatte etwas, was die wenigsten Führer haben, er hatte den Willen, das alles durchzuführen, um diese Reformen durchzusetzen.

Schorlemmer: Wissen, was man will und wissen, wie man es macht und es ganz wollen. Herr Granin meinte, die meisten haben nur zwei von den Eigenschaften. Dann kippt der Tisch. Wir brüsten uns in Wittenberg natürlich auch damit, dass Peter der Große bei uns war. Sogar in der Lutherstube war er. Und einige schlafen in dem Haus, in dem er damals geschlafen hat. Was hat um Gottes willen Peter der Große in Wittenberg gesucht?

Granin: Es fällt sehr schwer, für Peter I. zu antworten. Es kann ja sein, dass wir nicht der gleichen Meinung sind, aber Sie werden mich darauf nicht festnageln können, Sie werden das nicht feststellen können. Ich denke, dass Luther ihn nach Wittenberg gezogen hat. Luther war ein Reformator. Peter I. hat der Protestantismus interessiert. Das war ein sehr gefährliches Interesse für die russische Orthodoxie. Er hat ihn aber sehr interessiert, und auch die Persönlichkeit Luthers hat ihn interessiert. Woher hat Luther den Mut genommen? Also, diesen berühmten Tintenklecks hat er auch gesucht und hat versucht, den noch zu berühren. Das ist alles falsch, meinte er. Aber die Persönlichkeit, dieser innere Mut von Luther, der seine berühmten Thesen an die Tür der Kathedrale genagelt hat, der hat ihn fasziniert. Peter hatte ein kindliches unmittelbares Interesse an Geschichte, an der Wissenschaft, also ein Interesse, wovon man eigentlich sagt, dass es, wenn man erwachsen ist, zurückgeht. Er hatte sich mit den meisten damals bekannten Wissenschaftlern Europas getroffen, beginnend mit Newton, der das Mikroskop erfunden hat. Das hat ihn fasziniert und interessiert. Aber Luther hat ihn ganz besonders interessiert, deshalb ist er speziell nach Wittenberg gekommen. Ich habe das auch im Roman dargestellt. Ich bin hier durch Wittenberg gelaufen und habe mir vorgestellt, wie sie gewesen sein konnte, die Begegnung von Peter und dem Geist von Luther in Wittenberg. Und interessanterweise ist ja auch Karl XII. hier gewesen und im gleichen Hotel abgestiegen. Das hat mich interessiert. Es gibt in der Geschichte immer eine Menge seltsamer Zusammentreffen. Es macht großen Spaß, solche Geheimnisse zu ergründen, obwohl wir uns bis zum Schluss nie darüber klar sein werden, ob wir das Geheimnis gelüftet haben oder nicht. Aber wissen Sie, was das Schönste bei der schriftstellerischen Arbeit ist? Wenn man bis zum Nichtverstehen seiner zentralen Figur vordringt, wenn man deren Taten einfach nicht mehr versteht. Ich weiß nicht, ob Sie verstehen, was ich meine: wenn sie sozusagen eigenmächtig zu handeln beginnt, unabhängig oder sogar entgegen dem Willen ihres Schöpfers. Nachdem Puschkin¹⁴ „Eugen Onegin“ geschrieben hatte, war er fürchterlich verwundert und schrieb, ich glaube in einem Brief an Bersinski: „Stell dir vor, was diese Tatjana gemacht hat, sie hat den General geheiratet.“ Er war verwundert.

Schorlemmer: Und wir sind unter anderem ziemlich verwundert, wie Sie mit 88 Jahren so jugendlich, so frisch, so witzig sind. Wenn Sie hier oben das Vergnügen hätten, wie ich dabei in seine Augen zu gucken, wie es darin so richtig blitzt ... Also lieber Daniil Granin, bleiben Sie uns noch lange so erhalten.

Frage aus dem Publikum: Ich möchte nur auf einige Punkte eingehen. Erstens: Es ist über den siegreichen Ausgang des Krieges für Rußland gesprochen worden, und ich stimme Daniil Granin vollkommen zu. Dieser Krieg hat einen ethischen Grund und eine ethische Entscheidung gehabt, deshalb musste Rußland gewinnen. Das Zweite: Für die Belagerung Leningrads habe ich persönlich den Grund erfahren. Ich habe als junger Offizier im Krieg in Rußland Hitler reden hören, wie er überheblich gesagt hatte, wir werden unsere Soldaten nicht vor Leningrad opfern, wir werden es belagern. Und deshalb ist es zu diesem furchtbaren Zustand und zu einer Million Toten in Leningrad gekommen. Dann haben Sie, verehrte Frau Dr. Thun-Hohenstein gesagt, dass etwas Trennendes bleibt in der Erzählung von Granin. Ich stehe auf dem Standpunkt, bei den ewig Gestrigen bleibt das so, aber ich gebe die Hoffnung nicht auf, dass es Menschen gibt, die das erfahren haben und nun nicht auf dem Standpunkt stehen, dass das Trennende bleiben muss. Und deshalb bin ich froh, sehr viel in Rußland gewesen zu sein für den Volksbund Deutsche Kriegsgräberfürsorge, der ja auch im Untertitel „Versöhnung über den Gräbern, Arbeit für den Frieden“ beinhaltet.

Granin: Was die Blockade angeht, ich denke, von militärischer Warte aus gesehen, war Hitlers Entscheidung falsch. 900 Tage standen die deutschen Truppen vor Leningrad. In diesen 900 Tagen ist auch eine riesige Zahl deutscher Soldaten und Offiziere gestorben durch die Kälte, auch durch die Kugeln. Ich habe mit vielen ehemaligen Kriegsgefangenen gesprochen. Diese Entscheidung hat sich nicht bewährt. Außerdem hat sie zu einer inneren Spaltung in der deutschen Heeresführung geführt. Von Leeb ist zurückgetreten, Manstein auch, andere Generäle haben diese Entscheidung nicht verstanden, also dieses, was in Hitlers Kopf vorging – nehmen wir die Stadt ein, nehmen wir die Stadt nicht ein – nicht geteilt. Zum einen wird irgendwie ein Siegesbankett im „Astoria“ angesetzt, dann wird es wieder abgesetzt. Dann setzten wir einen deutschen Kommandanten für die Stadt ein, dann wieder nicht. Wenn man in die Details dieses Hin und Her eindringt, denkt man: Gott sei Dank, dass es solch ein Chaos in Hitlers Kopf gab.

Schorlemmer: Ich habe jetzt eine Bitte: Sehr viele haben etwas auf dem Herzen, reden Sie kurz, damit wir viele Fragen beantworten können.

Frage aus dem Publikum: 1990 fragte Herr Schorlemmer Herrn Granin in einem Gespräch, bezogen auf die Zeit nach der Wende, was nun kommt: Demokratie, Rückkehr nach Europa oder ein Drittes?

Thun-Hohenstein: Was hat Herr Granin damals geantwortet auf die Frage? (Gelächter)

Granin: Also kurz gesagt, die drei Strömungen, die Herr Granin damals nannte: Erstens Eurasien. Rußland ist Eurasien, Tor zu Europa und eine Brücke zwischen Europa und Asien. Zweitens: Rußland ist gleichberechtigter Teil der Europäischen Gemeinschaft. Dritte Strömung: Rußland ist Rußland, und das kann man mit dem Geist nicht erfassen. (Gelächter)

Das ist vor 15 Jahren gewesen. Wenn ich mir heute begegnen würde, wie ich vor 15 Jahren war, wir würden uns auch auf nichts einigen können. (Großes Gelächter)

Frage aus dem Publikum: Ich habe damals Ihren Essay „Über die Barmherzigkeit“ mit großem Interesse gelesen, frage Sie, wie das jetzt in Rußland aussieht? Es gibt in der

Öffentlichkeit Kritik daran, dass die Organisationen nicht ausreichen, dass mehr Hilfe gebraucht wird.

Granin: Es gibt heute Hunderte, wenn nicht Tausende Organisationen der Barmherzigkeit oder karitative Organisationen in Rußland. Die Situation hat sich im Vergleich zu dem, wie es früher war, deutlich gewandelt. Das genügt natürlich nicht, in der gesellschaftlichen Öffentlichkeit reicht das nicht aus. Es gibt bei uns viele Menschen, die durch die Perestroika und die Reformen gelitten haben. Sie sind gleichsam aus dem Leben herauskatapultiert worden. Sie haben sich selbst verloren. Das ist ein schweres Erbe, und man weiß nicht immer, wie man damit umgehen soll. Viele haben angefangen zu trinken, viele sind obdachlos geworden. Es gibt viele Kinder, die auf den Straßen leben und die karitativen Organisationen oder auch die Gruppen der Barmherzigkeit, die haben es schwer, da tätig zu werden. Aber der Begriff der Barmherzigkeit, das Wort ist zurückgekehrt in den Sprachgebrauch. Es war ein verbotener Begriff. Das sei eine kleinbürgerliche Ideologie, sagte man. Es habe der Staat den bedürftigen Menschen zu helfen und nicht eure Barmherzigkeit. Ich erinnere mich, was ich damals für Unannehmlichkeiten hatte nach diesem Essay. Man stand vor meinem Haus und demonstrierte, man hat dort auch Plakate aufgestellt, weil ich diese Gesellschaft der Barmherzigkeit¹⁵ organisiert hatte. Man sagte dann, das erniedrigt den Sowjetmenschen. Gott sei Dank hat sich das verändert. Aber ich denke, dass sich die Kirche nach wie zu wenig daran beteiligt. Der Staat unterstützt diese karitativen Organisationen zu wenig oder gar nicht. Es gibt sehr viel Hartherzigkeit in unserem Leben.

Schorlemmer: Sprach er jetzt über Russland ...?

Frage aus dem Publikum: Ich habe mal die These gehört, dass sich Hitler-Deutschland vor Leningrad aufgerieben hat.

Granin: Ich kann nur wiederholen: Deutschland hat nicht gesiegt, weil meines Erachtens der Krieg seitens Deutschlands ein ungerechter Krieg war. Vielleicht gibt es in unserem Leben so etwas wie ein höheres Gesetz der Gerechtigkeit. Die Ungerechtigkeit darf nicht siegen! Ich freue mich immer sehr, wenn die Ungerechtigkeit eine Niederlage erleidet.

Frage aus dem Publikum: Können Sie etwas zu dem Kult um Michail Chodorkowski bei uns in Deutschland sagen und wie ist Ihre Meinung über Chodorkowski?

Granin: Ich glaube, man hat ihn fälschlicherweise verhaftet und eingesperrt. Beresowski hat man beispielsweise außer Landes geschickt, und das ist richtig. Ich denke, dass man sich solcher politischen Gegner oder Menschen solchen Typs nicht durch Einsperren entledigen sollte. Aber was die kriminelle Seite dieser Geschichte angeht, darüber weiß ich zu wenig.

Frage aus dem Publikum: Nach dem Ende der Sowjetunion wirkt es so, als würden die Religion wieder einen Auftrieb haben.

Granin: Vielleicht, ja. Wir sind ohne Ideologie geblieben. Wir hatten eine Idee, wir bauen die kommunistische Gesellschaft auf. Dann brach die Idee zusammen. Es ist ein schweres Leben, zu leben, ohne eine Idee vom Leben zu haben. Nur satt zu sein, das ist zu wenig. Der Mensch braucht noch irgend etwas mehr. So ist der Mensch gebaut. Der Glaube, die

Religion, die Kirche, das gibt vielleicht einen geistigen Inhalt des Lebens. Ich denke, dass nichts Schlechtes daran ist, wenn die Kirche zu einem aktiven Leben in der Gesellschaft zurückkehrt. Vielleicht hilft das der moralischen Reinigung der Gesellschaft, denn die Gebote Christi sind doch eine große ethische Kraft. Vielleicht ist die wahre Religion ein Teil des ethischen oder moralischen Lebens der Gesellschaft. Es fällt sehr schwer, den Sinn des Lebens zu finden. Die Literatur, auch die Philosophie, beschäftigt sich ergebnislos damit. Wo soll der Mensch diesen Sinn suchen? Wie kann man dem Menschen helfen? Das sind ganz schwere Fragen des Daseins. Zum Teil hilft die Religion den Menschen. Dafür sei ihr Dank. Die Kunst hilft, die Natur hilft, aber ich denke, jeder Mensch ist irgendwann mal damit konfrontiert, dass er keine endgültigen Antworten findet.

Schorlemmer: Ich finde es sehr interessant, lieber Daniil Granin, dass Sie eben von den Geboten Christi als einer *K r a f t* gesprochen haben, nicht eine hehre Moralforderung, eine Kraft sind sie. Das ist schon richtig lutherisch. Sie sind nicht ein Joch, sondern eine Kraft. Das ist sehr schön gesagt.

Ich danke an dieser Stelle Daniel Granin und Franziska Thun danken für dieses eindrucksvolle Nach- und Vorausdenken.

Ich lese nun noch aus seinem Essay „Über die Barmherzigkeit“ von 1986. „Ich bin sicher“, schreibt Daniil Granin, „dass der Mensch mit der Fähigkeit, auf fremdes Leid zu reagieren, geboren wird, glaube also, dass uns dieses Gefühl zusammen mit den Instinkten und der Seele in die Wiege gelegt ist. Aber wenn dieses Gefühl nicht angewandt und eingeübt wird, schwächt es sich ab und verflüchtigt sich. Wie kann sich ein Mensch seiner Empfänglichkeit für fremden Schmerz bewahren, um des Mitfühlens nicht müde zu werden, sich nicht erdrücken zu lassen ... Barmherzigkeit ist kein Haus, das von Anfang bis Ende gebaut wird. Sie ist auch kein Buch, das zu Ende geschrieben werden könnte. Barmherzigkeit stärkt den Glauben. Ob die Menschen durch die Barmherzigkeit zum Glauben gelangen, weiß ich nicht. Das russische Wort *Miloserdije* trägt nicht diese religiöse Nuance, die im lateinischen Wort *misericordia* enthalten ist, in sich. *Miloserdije* ist die Geneigtheit des Herzens zur Gnade.“

Ist das nicht schön! Die Geneigtheit des Herzens zur Gnade? Es ist eine andere Art Gnade, dass wir diesen großartigen Menschen heute hier zu Besuch hatten.

- ¹ Andrei Donatowitsch Sinjawski (1925–1997), der russischer Schriftsteller, Literaturhistoriker und Literaturkritiker wurde 1966 in einem aufsehenerregenden Schauprozeß zu 7 Jahren Arbeitslager verurteilt; ab 1973 lebte er in Paris.
- ² Lidia Ginsburg (1922 –1990), die Philologin und Autorin überlebte die 900tägige Blockade von Leningrad durch die deutschen Truppen in Leningrad und schrieb darüber das Buch „Aufzeichnungen eines Blockademenschen“ (1997).
- ³ Hans Mayer (1907–2001), der Literaturwissenschaftler, Jurist und Sozialforscher war von 1948 bis 1963 an der Leipziger Universität Professor für Literaturwissenschaft und wirkte vor allem durch seine stark frequentierten Vorlesungen und Gesprächskreise auf viele Intellektuelle in der DDR.
- ⁴ Ales Adamowitsch (1927–1994) der weißrussische Schriftsteller, Kritiker und Literaturwissenschaftler veröffentlichte gemeinsam mit Daniil Granin 1979 die Dokumentation, „Das Blockadebuch“.
- ⁵ Michail Illarionowitsch Kutusow (1745–1813), der Generalfeldmarschall der russischen Armee wird in Rußland als Held des Vaterländischen Krieges von 1812/1813 gegen Napoleon angesehen.
- ⁶ Konstantin (Kirill) Michailowitsch Simonow (1915–1979), der Hauptgegenstand des sowjetischen Schriftstellers, Lyrikers und Kriegsberichterstatters war der Zweite Weltkrieg.
- ⁷ Der sibirische Schriftsteller Wiktor Petrowitsch Astafjew (1924–2001) gilt als die literarische Stimme seiner Heimat.
- ⁸ Lew Nikolajewitsch (Leo) Graf Tolstoi (1828–1910), „Krieg und Frieden“ war neben „Anna Karenina“ das wichtigste Werk des russischen Schriftstellers.
- ⁹ Die Erzählung von Wjatscheslaw Kondratjew erschien in dem 1987 im Aufbau-Verlag Berlin veröffentlichten Erzählungsband „Fahrt in die Vergangenheit“.
- ¹⁰ Gulag ist die Bezeichnung für die Hauptverwaltung der Besserungsarbeitslager in der Sowjetunion; Synonym für das dortige umfassende Repressionssystem aus Zwangsarbeitslagern, Straflagern, Gefängnissen und Verbannungsorten.
- ¹¹ Nikita Sergejewitsch Chruschtschow (1894–1971), nach dem Tod Stalins ab 1953 1. Sekretär der Kommunistischen Partei der Sowjetunion, ab 1956 auch Ministerpräsident; auf dem XX. Parteitag KPdSU 1956 leitete er mit einer Geheimrede die offene Auseinandersetzung mit dem Stalinismus in der Sowjetunion ein.
- ¹² Andrei Dmitrijewitsch Sacharow (1921–1989), der russische Kernphysiker und als Dissident in der Sowjetunion Verfolgte erhielt für seinen Einsatz für Menschenrechte und die Zivilgesellschaft 1975 den Friedensnobelpreis.
- ¹³ Dmitri Sergejewitsch Lichatschow (1906–1999), russischer Philologe und Slawist, Mitglied der Russischen bzw. Sowjetischen Akademie der Wissenschaften.
- ¹⁴ Alexander Sergejewitsch Puschkin (1799–1837), der russische Nationaldichter und Begründer der modernen russischen Literatur verfaßte den Roman in Versen Eugen Onegin (1823–1830).
- ¹⁵ Daniil Granin gründete bereits 1987, noch in sowjetischer Zeit, die Gesellschaft „Miloserdije“ (Barmherzigkeit), die sich um Arme und Kranke kümmert.